

# Übersetzen komplex gedacht – ein moderner translationswissenschaftlicher Ansatz in der Praxis des Literaturübersetzens

*Julian Joe Hamm*

## 1. Einleitung

Was, wie und wozu übersetzen wir eigentlich? Die Translationswissenschaft blickt auf viele Jahrhunderte und auf mindestens genauso viele Fragezeichen zurück. Während sich zu Beginn führende Sprach- und Translationsexperten ihrer Zeit darum stritten, ob der Übersetzer besonders ausgangstextgetreu oder doch nach eigenem Ermessen zu übersetzen habe und damit die Wörtlich-Frei-Debatte in Gang setzten, rückten Jahrhunderte später Aspekte wie *Form* und *Zweck* beim Übersetzen in den Vordergrund. Spätestens mit der zunehmenden Globalisierung wurde klar: Übersetzen ist nicht nur eine bloße Übertragung von Wörtern, Sätzen oder Inhalten von einer Sprache in die andere. Wer übersetzt, der nimmt wahr, reflektiert, verändert und handelt. Mit dem *cultural turn* und der Vorstellung des *kulturellen Übersetzens* wandelte sich das Bild des Übersetzers dann schnell zu einem Vermittler zwischen ganzen Kulturen.

Das Erbe dieser langen Evolution ist gewaltig: Wer sich heute mit der Translationswissenschaft auseinandersetzen möchte, der darf sich ganz gewiss nicht vor anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen verschränken. Mit zunehmender Akzeptanz der übersetzungstheoretischen Ansätze im Kontext einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin erhöhte sich auch die Präsenz textexterner Faktoren, die den Translationsprozess beeinflussen sollten. Im Zuge der Entwicklung des Übersetzens als Dienstleistung war und ist der Übersetzer nicht mehr nur an die formalen und inhaltlichen Vorgaben des Textes selbst gebunden, sondern muss sich auch nach den Anforderungen des Auftraggebers und Zielpublikums, des Rezeptionskontextes, den terminologischen Richtlinien und der ausgangs- und zielkulturellen Verwendungssituation – um hier nur einige von vielen zu nennen – richten. „Ganz schön komplex“, mag eine Reaktion auf diese Tatsache lauten. Worin besteht also, wie bereits der Titel dieser Arbeit anzudeuten vermag, die Notwendigkeit eines *komplexen* Translationsmodells, wenn das Übersetzen schon komplex genug erscheint?

In der vorliegenden Arbeit möchte ich eine Antwort auf diese Frage geben. Die Vorgehensweise und das Ziel dieses Beitrags sollten als Experiment verstanden werden, die komplexe Translationstheorie mit allen ihren Facetten auf ein reales Übersetzungsszenario abzubilden und das Modell auf seine Alltagstauglichkeit zu überprüfen. Ausgehend von einer ersten Skizzierung der komplexen Translationstheorie werde ich am Beispiel einer eigenen Übersetzung des spanischen Romans *Corazón tan blanco* von Javier Marías untersuchen, inwiefern das Modell in Form einer globalen Übersetzungsstrategie auf die Praxis des Literaturübersetzens anwendbar ist. Eine erste Aussage darüber, welche Auswirkungen die Anwendung des Modells auf das Ergebnis bzw. die Qualität der eigenen Übersetzungsleistung hat, soll dann mithilfe einer detaillierten Übersetzungsanalyse einzelner Textausschnitte und einem Vergleich mit der erstmals 1996 erschienenen, deutschen Fassung des Romans getroffen werden. Zur besseren Nachvollziehbarkeit dieser Ergebnisse werden die beiden deutschen Übersetzungen abschließend im Rahmen einer Umfrage unter Studierenden des FTSK Germersheim systematisch bewertet.

## 2. Theoretischer Ansatz

Zerlegt man die Bezeichnung „Komplexes Translationsmodell“ in ihre zwei Bestandteile, so dürfte zuallererst das Adjektiv „komplex“ ins Auge stechen. Wie definiert man „komplex“? Ist das Modell schwierig zu verstehen oder anzuwenden? Vereint es viele Faktoren und ist es deshalb strukturell betrachtet komplex? Wer diese Fragen beantworten möchte, muss zuerst die Spuren der Entstehung und Entwicklung des Übersetzungsbegriffs zurückverfolgen, denn das komplexe Translationsmodell ist, so viel sei bereits gesagt, kein translationswissenschaftlicher oder pragmatischer Ansatz, der Hunderten von Jahren der Übersetzungskultur und -forschung den Rücken kehrt und eine völlig unabhängige Sicht auf die Translationswissenschaft entwickelt. Das Modell greift auf bereits bewährte Ansätze zurück, synchronisiert und perfektioniert diese, erhebt dabei aber weder Anspruch auf Totalität noch den Status eines allumfassenden Paradigmas. In diesem Kapitel soll das komplexe Translationsmodell so erklärt werden, wie es entstanden ist: durch die Auseinandersetzung mit neueren translationswissenschaftlichen Meilensteinen bis hin zu der Entwicklung eines Prototypen, der auf den Ideen anderer Modelle aufbaut und diese ganz neu verarbeitet.

## 2.1 Die Entwicklung des Übersetzungsbegriffs

Die geschichtliche Entwicklung des Übersetzungsbegriffs lässt sich grob gesprochen auf die bereits in der Einleitung erwähnte Frage nach dem *Was*, *Wie* und *Wozu* der Übersetzung reduzieren. Die Frage *Was übersetzen wir?* lässt sich je nach Perspektive auf die Wort-, Satz- oder Textebene beziehen. Die Grundannahme, dass bei der Übersetzung Informationen einer Ausgangssprache A in eine Zielsprache B übertragen werden, findet sich in vielen Modellen wieder.<sup>1</sup> Derartige Ansätze liefern zwar eine universalistische Beschreibung dessen, was tatsächlich übersetzt wird, umgehen dabei aber beispielsweise die syntaktische und semantische Ebene des Texts. Schon zu Beginn wurde angenommen, man müsse Wörter übersetzen, doch widerlegten andere frühe Theorien diese Auffassung, indem sie dem Wort die Bedeutung oder den *Sinn* gegenüberstellten. Während das Wort für sich alleine eine Bedeutung hat, kann der *Sinn* je nach Kontext und syntaktischer Umgebung variieren.

Ein in diesem Zusammenhang besonders häufig und kontrovers diskutierter Begriff ist die sogenannte *Äquivalenz*. Der Äquivalenzbegriff erstreckt sich von einer aus der „ursprünglich aus der Mathematik und formalen Logik“ (Stolze 2008: 101) stammenden, recht starren Bezeichnung für die Gleichheit oder Gleichwertigkeit von ausgangs- und zielsprachlichen Elementen im Sinne einer mathematischen Gleichung bis hin zu einer sehr dynamischen Form der Äquivalenz, die nicht zuletzt der zunehmenden Bedeutung externer Faktoren geschuldet ist, deren Entwicklung vor allem in funktionalistischen Ansätzen und der Kulturwissenschaft zu suchen ist.<sup>2</sup> Hauptaugenmerk soll aber in dieser Arbeit in Hinblick auf ein besseres Verständnis des in Kapitel 2.2 diskutierten komplexen Translationsmodells zunächst auf funktionalistisch-kulturell geprägten Ansätzen liegen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren ihren Aufschwung erlebten und bis heute nichts an ihrer Aktualität verloren haben.

So greift Nord (1997) in ihrem wissenschaftlichen Beitrag *So treu wie möglich? Die linguistische Markierung kommunikativer Funktionen und ihre Bedeutung für die*

<sup>1</sup> „Translation may be defined as follows: the replacement of textual material in one language (SL) by equivalent textual material in another language (TL)“ (Catford 1965: 20).

<sup>2</sup> Der Äquivalenzbegriff wurde in vielen Theorien aufgegriffen und auf verschiedene Weise entfaltet. Man findet ihn in der *Stylistique comparée* in Form von vergleichbaren Kommunikationssituationen, bei Catfords *translation equivalents*, die bereits eine gewisse Funktionsorientiertheit aufweisen, und bei Nidas *dynamic equivalence*, einer Art „funktionale[n] Anpassung der in ihrem Inhalt unverfälschten Botschaft an zielkulturelle Vorstellungen“ (Stolze 2008: 102).

*Übersetzung literarischer Texte* einen funktionalistischen Ansatz auf, der sich von der reinen Satzebene löst und die Beziehungen zwischen Autor, Übersetzer und Leser in Form von kommunikativen Situationen in den Fokus rückt. Die Besonderheiten literarischer Texte erfordern auch eine neue Sichtweise auf den Äquivalenzbegriff: Ein literarischer Text steht immer in einer Kommunikationssituation zwischen Autor und Lesepublikum. Stilistische Merkmale literarischer Texte können nicht von Grund auf als „literarisch“ verstanden werden, „sondern literarisch gedeutet werden aufgrund von textexternen Signalen, die den literarischen Erwartungshorizont aktivieren“ (Nord 1997: 37).

Die „innere Situation“ eines fiktionalen Texts kann keine eigene Kommunikationssituation darstellen. Sie stellt immer ein „Mittel zum Zweck in der äußeren Kommunikation zwischen Autor und Leser“ (Nord 1997: 38) dar. Der Übersetzer ist dazu aufgefordert, die innere Textwelt je nach kultureller Verwendungssituation in Ausgangs- und Zielsprache entsprechend zu kommentieren. Die literarische Kommunikation kann als eine Sonderform der Kommunikation bezeichnet werden. Sie ist von „besonderen Intentionen auf Senderseite und besonderen Erwartungen auf Empfängerseite gekennzeichnet“ (Nord 1997: 38). Für die literarische Kommunikation werden die allgemeingültigen Regeln und Bedingungen der Kommunikation vorausgesetzt. Der Unterschied zwischen Gebrauchstexten und literarischen Texten liegt laut Nord in der Eindeutigkeit der situativen Signale:

Bei Gebrauchstexten sind die situativen Signale so eindeutig, daß auch bei nichtadäquater sprachlicher Form oder sogar bei schweren Defekten [...] eine intentionsgemäße Funktion möglich ist; bei literarischen Texten sind die situativen Merkmale so undeutlich, daß die Funktion im allgemeinen aus den textinternen Merkmalen erschlossen werden muß, und da dies nur mit Hilfe individueller Erfahrungen und Vorentscheidungen möglich ist, kommt es zu dem Phänomen, daß verschiedene Leser (oder sogar einzelne Leser zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens) demselben Text unterschiedliche Funktionen zuschreiben. (Nord 1997: 38f.)

Eine kommunikative Verwendungssituation zeichnet sich immer durch die Präsenz von sogenannten Grundfunktionen und deren Subfunktionen aus. Diese Grundfunktionen sind die phatische, referentielle, expressive und appellative Funktion. Sie sind entweder in expliziter Form durch bestimmte Signale oder in impliziter Form durch die äußeren Umstände definiert (Nord 1997: 39).

Bei der phatischen Funktion handelt es sich um Textelemente, die den Kontakt zwischen dem Autor und dem Leser herstellen. Im literarischen Kontext stellt der Titel immer das erste Element dar, das den kommunikativen

ven Kontakt zwischen beiden Parteien aufbaut. Der Titel ist der „Hypertext“ und wird durch die Zwischen- oder Kapitelüberschriften „fortgeführt und bekräftigt“ (Nord 1997: 41). Damit eine phatische Funktion erfolgreich sein kann, müssen die literarischen Konventionen eingehalten und der formgebende Rahmen definiert werden. Die phatische Funktion kann durch verbale und nonverbale Elemente übermittelt werden. Dies können z. B. textsortenspezifische Formulierungen sein wie „Es war einmal ...“ oder „Und wenn sie nicht gestorben sind ...“ (Nord 1997: 43), aber auch strukturelle Merkmale wie bestimmte Dramenformen. Dabei handelt es sich um metakommunikative Elemente, die eine „Stärkung der Beziehung zwischen Sender und Empfänger“ (Nord 1997: 43) bewirken.

Die sogenannte referentielle Funktion wird im literarischen Text verwendet, um die fiktive Welt aufzubauen und in Beziehung mit der realen Welt der Rezipienten zu setzen. Hinter der referentiellen Funktion stehen somit „wichtige Aspekte wie Kulturreferenz, Personencharakterisierung, Situationsschilderung und Handlungsdarstellung“ (Nord 1997: 43). Wichtigstes Entscheidungskriterium für den Übersetzungsprozess ist dabei, inwiefern der Übersetzer die kulturspezifische Sichtweise verbalisieren bzw. „als bekannt voraussetzen (präsupponieren) kann“ (Nord 1997: 44). Dies hängt auch vom Grad der Implizität kulturspezifischer Elemente des Ausgangstexts<sup>3</sup> ab und wie sorgfältig diese analysiert werden müssen, um eine Verbalisierung dieser Referenzen zu ermöglichen (Nord 1997: 43). Intertextuelle Referenzen sind dann besonders schwer herauszufiltern, wenn sich bestimmte Elemente des AT auf die Nationalliteratur bzw. auf literarische Spezifika innerhalb der ausgangssprachlichen oder -kulturellen Verwendungssituation beziehen.

Im Fokus der expressiven Funktion steht die Ausdrucksebene, d. h. die Art und Weise, wie und mit welchem Zweck der Autor eines Textes einen sprachlichen Inhalt vermitteln möchte. Eine emotive Funktion kann durch Interjektionen oder Konnotation, eine Identifizierung durch die Art der Erzählperspektive und eine Distanzierung durch Verwendung ironischer Elemente linguistisch markiert werden (Nord 1997: 51f.).

Bei der appellativen Funktion sollen innerhalb einer kommunikativen Situation bestimmte Assoziationen oder Erinnerungen beim Leser hervorgerufen werden. Dies können Erfahrungen, Gefühle, Wertsysteme oder Phantasien sein (Nord 1997: 39). Metaphern und Vergleiche sind linguistische Markie-

<sup>3</sup> Die in dieser Arbeit sehr häufig benutzten Bezeichnungen „Ausgangstext“ und „Zieltext“ werden im Folgenden (außer bei direkten Zitaten) durch die Abkürzungen „AT“ und „ZT“ ersetzt.

rungen für die Subfunktion „Illustration“, während Expressivität und Referentialität für die Interpretationssteuerung eingesetzt werden können (Nord 1997: 51f.).

Damit ergibt sich, anders als bei einer am traditionellen Äquivalenzbegriff ausgerichtete Sichtweise auf die Übersetzung, keine absolute Äquivalenz, bei der eine 1:1-Entsprechung syntaktischer Elemente gefordert wird, sondern eine funktionelle Äquivalenz, die sich dadurch auszeichnet, dass die von Nord (1997: 40) bezeichneten „Übersetzungseinheiten“ nicht mehr ausschließlich auf die Wort- oder Satzebene einschränkbar sind. Alle diese Elemente werden nun nicht mehr isoliert betrachtet, sondern auf ihre Funktion oder Subfunktion geprüft und dann in ihrer Gesamtheit einer oder mehreren Übersetzungseinheiten zugeordnet. Eine prinzipielle Anwendbarkeit in der Literaturübersetzung ist gegeben, allerdings wird angenommen, dass literarische Texte „gerade durch eine funktionale Vagheit oder auch eine Multifunktionalität bzw. für die Offenheit für die verschiedensten Funktionen (hier: Interpretationen) ausgezeichnet sind“ (Nord 1997: 39f.). Die häufig proklamierte Unübersetzbarkeit, die vor allem im Zusammenhang mit dem ursprünglichen Äquivalenzbegriff und bestimmten Einzelphänomenen wie Wortspielen und Metaphern in Erscheinung getreten ist, stellt bei einem funktionalistischen Ansatz ein weitaus geringeres Problem dar:

Dabei ist angesichts der Polyfunktionalität sprachlicher Erscheinungen davon auszugehen, daß es zwischen stilistischen Merkmalen und Funktionen keine 1:1-Beziehungen gibt, sondern daß erst die Gesamtmenge der einer Funktion zugeschriebenen Erscheinungen sowie ihre Verteilung über den Text die gewünschte Wirkung erzielen kann. (Nord 1997: 40)

Für das Verständnis des Übersetzungsbegriffs hat dieser Ansatz weitreichende Konsequenzen. Ein funktionaler Äquivalenzbegriff verändert den Übersetzungsprozess nachhaltig, da der Übersetzer nun nicht mehr nur zwei Texte A und B materiell miteinander vergleichen, sondern diese in Beziehung zu Autor (AT-Produzent), Übersetzer (AT-Rezipient und ZT-Produzent) und Leser (ein möglicher ZT-Rezipient) setzen und zwischen diesen Rollen klar unterscheiden muss. Der Übersetzer nimmt dabei eine Doppelrolle ein: Zum einen verpflichtet er sich als AT-Rezipient und ZT-Produzent dem Autor als AT-Produzenten gegenüber, dessen Worte gewissenhaft in die Zielsprache zu übertragen, zum anderen muss er den ZT aber gleichzeitig so produzieren, dass die Bedingungen der funktionalen Äquivalenz hinreichend erfüllt wer-

den, d. h. eine Anpassung des ZT an die zielkulturelle Verwendungssituation und die Anforderungen der potentiellen ZT-Leser erfolgen muss.

Nord (1997: 57f.) fasst dieses Verhältnis in insgesamt vier Thesen zu den sogenannten „funktional-loyalen Übersetzungen“ zusammen, die sie jeweils fallspezifisch für jede Grundfunktion formuliert. Diese sollen hier zwar nicht im Detail aufgeführt werden, dennoch lässt sich aus ihnen ein eindeutiger Grundsatz ableiten: Zunächst muss die im AT signalisierte Intention des Autors respektiert werden. Damit die Funktionssignale als solche aber auch den ZT-Rezipienten innerhalb einer zielkulturellen Verwendungssituation erreichen, müssen diese Signale an die Konventionen der Zielkultur und die individuellen Anforderungen der ZT-Empfänger angepasst werden. Die Aufgabe des Übersetzers besteht somit darin, die Übersetzungsmaximen „Loyalität“ und „Funktionsgerechtigkeit“ (Nord 1997: 57f.) zunächst zu synchronisieren und anschließend zu verarbeiten.

Dass dieses Unterfangen unter Umständen kein leichtes ist, zeigt Rosa Rabadán (2016) in ihrem Beitrag *Übersetzung, Intertextualität, Manipulation*. Darin untersucht sie primär das Verhältnis zwischen AT und ZT in Abhängigkeit vom jeweiligen Übersetzungsprozess. Für Rabadán (2016: 27) ist der ZT der gleiche Text wie sein AT, stellt aber zugleich eine zweite Realität mit einem vom Original abweichenden kulturellen Hintergrund dar. Damit ist die Übersetzung nicht mehr eine bloße Kopie des Originaltextes, sondern kann als Reskription verstanden werden. Wie auch Nord's Ansatz des funktionalen Übersetzens widersetzt sich Rabadáns Verständnis von Übersetzung einem rein mathematischen Konzept, dass die materielle bzw. physische Äquivalenz der AT- und ZT-Elemente vergleicht, da hier „die Faktoren der Situationalität sowie der Intertextualität außer Acht gelassen [werden]“ (Rabadán 2016: 27). Die Abwesenheit von stringenten Äquivalenzbeziehungen veranlasst die spanische Sprachwissenschaftlerin sogar dazu, dem Übersetzungsprozess manipulativen Charakter zuzuschreiben:

Die Übersetzung ist dabei die Art der Textmanipulation<sup>4</sup>, die traditionell den größten Einfluss ausüben kann, da sie die Möglichkeit hat, die Bilder einer Kultur in eine andere Kultur zu projizieren, wobei sich diese Projektionen deutlich von der Realität des Ausgangstextes unterscheiden können. (Rabadán 2016: 27)

<sup>4</sup> Das englische Wort *manipulation* bzw. das spanische Wort *manipulación* sind neutral gemeint und nicht wie das deutsche Wort *Manipulation* negativ besetzt. *Textmanipulation* ist hier also im Sinne von *Textbearbeitung* zu verstehen.